

Der Liberale Beobachter

Und Berks, Montgomery und Schuylkill Counties allgemeiner Anzeiger.

"Willig zu loben und ohne Furcht zu tadeln."

Keating, Penn. Gedruckt und herausgegeben von Arnold W. Ue, in der Süd 6ten Straße, zwischen der Franklin- und Chesnut-Straße.

Jahrg. 10, ganze Num. 488.

Dienstag den 9. Januar, 1849.

Laufende Nummer 20.

Bedingungen: — Der Liberale Beobachter erscheint jeden Dienstag auf einem großen Superior-Bogen mit schönen Lettern gedruckt. Der Subscriptions-Preis ist ein Thaler des Jahres, welcher in halbjährlicher Vorauszahlung erbeten wird. Wer im Laufe des Jahres nicht bezahlt, dem werden \$1 50 angerechnet. Für kürzere Zeit als 6 Monate wird kein Unterschreiber angenommen, und etwaige Aufkündigungen werden nur dann angenommen, wenn sie einen Monat vor Ablauf des Subscriptions-Termins geschehen und gleichzeitig alle Rückstände abbezahlt werden. Bekanntmachungen werden dankbar angenommen und für den gewöhnlichen Preis eingedruckt. Unterschreibern in hiesiger Stadt wird die Zeitung portofrei geschickt, weitere Versendungen geschehen durch die Post oder Träger, auf Kosten der Unterschreiber. — Briefe und dergl. müssen postfrei eingesandt werden.

Die Zwillingbrüder.

[Schluß.]

An dem Tage, wo er mit vielen anderen Verbrechern zu Schiffe gebracht wurde, erkundete er wiederum einen wilden Anfall von Tollwuth — doch erreichte er seinen Zweck nicht, und die Kerze durchhauerten den Betrug, und so geschah es, daß er unter Schlägen an Bord gezwert und in enge Haft geworfen wurde. William wollte sich aus zärtlicher Liebe für seinen unglücklichen Bruder auf demselben Schiffe als Handwerker oder als Kutscher, unter den geringsten Bedingungen, ja ohne Sold anwerben lassen; doch wurde ihm der Capitän nicht annehmen, weil man besorgt war, er könnte es auf die Entweichung seines Bruders abgesehen haben, da doch der Edle keine andere Absicht hatte, als das Schicksal seines Bruders wo möglich zu erleichtern und durch Trostgründe und Lehren der Religion wohlthätig auf sein zerrüttetes Herz einzuwirken.

William verdingte sich auf einem anderen Schiffe, das bald darauf nach Neuholland segelte, und war bereit alles Unemach zu bestehen und in der neuen Zone alle Entbehrungen zu leiden, wenn er nur in Stand gesetzt werde, der Wohlthäter seines Bruders zu sein, da er seinen Eltern auf dem Sterbebette gelobt hatte, unzertrennlich sein Freund und Beschützer zu sein. Er sah ihn nicht wieder, denn als er nach einer viermonatlichen Fahrt im Hafen von Sidney einlief, und nach John Prifeworth erkundigte, ließ es: „Als jenes Schiff, auf dem sich die Verbrecher befanden, durch die Straße Torres steuerte, brach eines Nachts eine Meuterei aus; die Matrosen wurden bemannt; die Meuterei, zwölf an der Zahl, bemächtigt sich eines Bootes und verloren sich im Dunkel der Nacht; unter ihnen ist auch John gewesen. Sie sind aber dennoch nicht der rächenden Nemesis entgangen, denn in derselben Nacht erbob sich noch ein fürchterlicher Sturm im Westen, der ein so kleines Fahrzeug wie jenes war, an den hundert Corallenriffen gleich einem schwachen Halme zerbrach und in eine Wirbel raffte mußte.“

Man hatte ganz richtig geurtheilt: das Boot, auf welchem die zwölf Meuterer waren, wurde im Fluge gegen Westen eingeweicht und scheiterte endlich nach einem entsetzlichen und verzweifelungsvollen Kampfe an einem zackigen Felsen, der sich unweit der Insel Tagai, die zur Gruppe der Pescadore gehört nur wenig über die Oberfläche des Meeres erhebt. Alle fanden ihren Untergang, nur John Prifeworth kämpfte mit siegreicher Kraft wider die rasende Brandung und hielt sich auf dem nervigen Armen so lange fest an der zackigen Korallenklippenbank, bis sich die Gewalt des Sturmes allmählig brach und zu zürnen aufhörte.

John war ein gewandter Schwimmer, und obgleich er durch die vorhergehende Anstrengung ungemein erschöpft war, rautete er sich doch Kräfte genug zu, die nächstgelegene Insel Tagai erreichen zu können, die etwa drei bis vier Meilen entfernt lag. Er erreichte sie glücklich; doch klimmte er nicht ohne Besorgniß am feilen Ufer empor, es möchte das ihm unbekannte Geland von wilden menschenfressenden Papuasstämmen bewohnt sein, die ihn sogleich, wenn sie ihn wehrlos sähen, lutgerig ergreifen und verschlingen möchten. Er schlich sich demnach leise und besuchsam in's Innere des Landes und gelangte in kurzer Frist in ein gelbbraunes Mädchen, das aus dem Stamme der Malakayen war; er faste zu ihr um so mehr in unbedingtes Vertrauen, als er gleich beim ersten Anblick sein Herz an sie verlor. Das einfache Naturkind, das sich Klobba-Zedda nannte, und eben auf der Jagd begriffen war, lächelte ihm freundlich entgegen und bot ihm einen bunten Vogel und einige Beeren zum Schmause. Er nahm die letzten, erquickte sich und suchte sich durch Gebarden und Mienen dem

Mädchen wo möglich verständlich zu machen, was ihm widerfahren, was er suche und für sie empfinde. Die Liebe, die mehr mit Blicken, als mit Worten spricht, verständigt sich bald unter jeder Zone. Klobba-Zedda, die unverderbte Tochter der Natur, brach in lichte Thränen aus, warf sich schluchzend in seine Arme, und gab ihm auf das Untrüglichsche zu erkennen, daß sie ihn verstehe und das innigste Mitleid mit ihm fühle. — Hierauf faste sie ihn wieder froh lächelnd bei der Rechten, streichelte ihm die Wange und führte ihn unter Liebkosungen, wie sie ihr die Natur eingab und zum Bedürfniß machte, in die kleine Hütte, die sie mit ihrer Mutter und einem kleinen Bruder bewohnte. Ihr Vater und zwei Brüder waren vor längerer Zeit schon im Kampfe gegen die schwarzen Papuas geblieben, welche den östlichen fruchtbaren Theil dieser Insel und fast die ganze Gruppe bewohnten, und noch auf der untersten Stufe der Cultur stehen. Die Malakayen, welche westlich von ihnen und zerstreut in Hütten und Höhlen wohnen, sind auf dieser Insel geringer an der Zahl, aber an Geistesbildung, Kriegskunst und Gewandtheit weit überlegen. Klobba-Zedda erhielt nach des Vaters Tode, sich selbst und die Thirgen durch Jagd und Fischerei, so schwer es ihr auch oft ward, das Nöthige herbeizuschaffen. Die Mutter äußerte sich daher oftmals: gib dir einen wackeren Mann und uns einen Ernährer, es bewerben sich stets so viele rüstige Männer um deinen Besitz, ihr könnt dann eure Jagd in die fruchtbarsten Winkel dieser Insel ausdehnen und uns bessere Beute liefern. Das seltsame Mädchen aber fühlte bisher zu keinem der Freier eine besondere Neigung, gleich als ob sie ahnte, die Natur, die sie zu einem edleren Wesen schuf, habe sie auch bestimmt, einen Würdigen zu beglücken, als alle die rohen Söhne ihres Stammes waren. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß der seine gefittete John, den ihr ein wunderbarer Zufall zugeführt, von den hohen Mächten zu ihrem Lebensgefährten bestimmt sei, daher sie sich ihm von Anfang an, ohne Hehl ergab und bei ihrer Ankunft in der Hütte, zur Mutter sprach: „Mit diesem vermähle mich, der ist der Auserwählte und Beschützer.“ Die Mutter vermählte das liebende Paar, indem sie vor Zeugen einen Hahn mit ihnen schlachtete und verzehrte.

So karglich auch die Bedingungen der Existenz waren, so fühlte sich doch John Prifeworth glücklich an der Seite eines Weibes bei deren Schöpfung die Natur in ihrer besten Stimmung gewesen sein mußte, denn sie verband mit dem schönsten, regelmässigsten Körper, eine lautere kristallene Seele und ein Herz, welches von Wohlwollen überströmte.

Das sahen und fühlten wohl die benachbarten Jünglinge und blickten mit Neid, mit Haß, mit tödtlichen Antrimm auf den Glücklichen, auf den Räuber jener kostbaren Perle, um so mehr, weil er ein weißer Fremdling war. Eben dieser Umstand machte aber auch, daß sie ihn für ein höheres Wesen hielten, und sich scheuten Rache an ihm zu nehmen, ja einigen erschien er wie ein Gott, der gekommen wäre sie in nützlichen Künsten zu belehren und glücklich zu machen. Wahrlich es fehlte wenig, so hätte sich John siegreich behauptet, und vielleicht zum König dieser Insel erhoben; allein die Götzenpriester, welche er zu hohig verfolgte und die sich racheglühend mit den missgünstigen Jünglingen verbanden, standen eines Tages mit furchtbarer Macht gegen ihn auf und zwangen ihn sich in seine Verschlingung zurückzuziehen. Diese Begebenheit fiel, wie nachmals die Berechnung auswies, ins Ende des neunten Monats, von jenem Tage angenommen, wo John vom tollen Hunde gebissen worden war. Er bat seine Gattin, sich ein paar Tage von ihm entfernt zu halten, weil sie in seiner Nähe gefährdet sein könnte, sie deutete das auf den Belagrungsstand, in

dem er sich mit seinen Anhängern befand, und zog sich zurück. Die Priester stürmten seine Verschlingung, und trieben ihn auf's Aeußerste; plötzlich war er einem Rasenden ähnlich: sein Haar sträubte sich, seine Augen bligten, lichter Schweiß rann ihm in großen Tropfen über den Leib, sein Mund begann zu schäumen, er stürzte sich über den Wall hinaus und mitten unter seine Feinde, mit der ungestümsten Gewalt, und brachte sie fogar zum Weichen, — fiel aber endlich unter einem zermalmenen Steinregen und hauchte sein Leben unter convulsivischen Zuckungen aus.

Klobba-Zedda wußte sich über den Verlust des theuren Gatten nicht zu trösten, um so weniger, als das Kindlein, das sich schon unter ihrem Herzen bewegte, keinen Vater, keinen Freund, keinen Ernährer haben sollte. Sie zog sich, da sie jetzt ein Gegenstand des Schimpfes und der Verwünschungen geworden, mit ihrer Mutter und ihrem Bruder, wieder in den unwirthbaren Winkel zurück, wo sie vor dem gewohnt, und zitterte ihrer Entbindung entgegen, denn die Priester erklärten ihr, wenn die Leibesfrucht, dem Vater dem Fluchwürdigen gleiche, müsse sie dieselbe den Göttern ausliefern, um sich wieder durch die Opfergabe mit ihnen zu versöhnen, widrigenfalls sie Gewalt brauchen würden.

Wir übergehen die Monde der Trauer, des Leidens, und der Angst, welche die arme Wittwe bestanden und erwähnen nur, daß sie endlich eines Knaben genas, der ganz das sprechende Ebenbild seines Vaters war. Die Mutter lächelte und weinte zugleich, bei dem Anblicke, denn ihr einziger Trost sollte ihr entzissen werden, sollte bluten, am Altare der Götzen und sie unglücklicher machen, als sie je gewesen.

Sie bat ihre Mutter, ihr in dieser Noth beizustehen; diese erklärte ihr aber am dritten Tage, daß sie den Priestern schon Nachricht gegeben habe und wirklich kamen am andern Tage vier Schlächter und forderten ihr das Kind ab. Klobba-Zedda raffte sich schreiend empor, hielt in der einen Hand den Säugling, in der andern eine Keule, drang auf die Unmenschen ein, trieb sie wirklich zurück, und eilte dem Gebirge zu, um sich in einer Felsen-schlucht zu verbergen. Die Männer aber erneuerten den Kampf, und brachten sie so in die Enge, daß sie keinen anderen Ausweg mehr hatte, als sich mit dem Kindlein ins Meer zu stürzen. Sie schwamm jenem Korallenriffe zu, das einst ihrem Manne das Leben gerettet hatte, und rief unablässig den Namen Jesus Christus, den sie durch ihn kennen und anbeten gelernt. Ihre Verfolger setzten ihr nicht nach, da sie ihren Untergang ohnehin für gewiß hielten.

Klobba-Zedda lag bereits drei Tage auf jenem kalten Felsen, das lebendige Kind an der trockenen Brust und fühlte ihre nahe Auflösung. Endlich gewährte sie ein Schiff, das der Zufall oder vielmehr die Vorsehung hier vorüber steuern und ihre Rettung werden ließ. Es war ein mexikanischer Schooner, der von den Sandwichinseln kam, und gegen Neu-Holland feuerte. Man gewährte und nahm die verschmachtete Mutter an Bord, war tief gerührt, bei dem Berichte ihrer Schicksale und sorgte auf das Antheilvollste für ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeit, ja es vergingen nur wenige Tage, so bewarben sich mehrere um ihre Liebe, und boten ihr die glänzendsten Bedingungen an. Ich liebe nur einen, und werde ihn ewig lieben, sprach sie voll Innigkeit, vergebt darum, ich könnte Euch, und Ihr könntet mich nicht glücklich machen. — Dasselbe hatte sie zu öftern Malen auch zu Sidneyn zu entgegen, denn sie wollte lieber harte Dienste verrichten, als sich wider ihre Neigung verbinden. Eines Tages begegnete ihr William Prifeworth, der inzwischen selbst ein Schlossergewerbe angebetret und sich in guten Umständen befand. Als sie ihn in's Auge faste, warf

sie sich laut weinend an seinen Hals nannte ihn ihren lieben John, und zeigte ihm ihr Kindlein. William sah in ihm den vergüngten Bruder, den Liebling seines Herzens, schloß ihn zärtlich an die Brust, und brach in Thränen der Freude aus. Er war versöhnt mit dem Schicksal, er war belohnt für seine Liebe, als er mit dem Ebenbilde seines Bruders, das schönste, liebevollste, und treueste Weib bekam, und an ihrer Seite, das höchste Lebensglück fand.

Die Waldhütte.

Es war zwischen Münster und Dena-brück, wo ich an einem regneten October-Abende durch einen tüchtigen Wald fuhr. Ich hatte einen Kutscher aus Ibbenbüren, einen trägen Gefellen, der es mit Niemanden auf der Welt gut meinte. Denn seine starken Pferde waren bei einigem Anstreiben eher in den Stall gekommen, und er selbst hätte sich eher auf die Streu werfen können. So war die Nacht herein-gebrochen und wir fuhren noch immer unter den Tannen hinweg, die ihre träufelnden Nester in den Wagen streckten, um mir, wie aus Gutmüthigkeit, auch etwas vom Regen zukommen zu lassen. Ich war ungeduldig und rief ihm einmal über das andere zu, ob er nicht etwa den Weg verfehlt hätte. Er antwortete nicht. Möglichlich hielt er an, sprang vom Wagen und sprach einige unverständliche Worte. Ich fragte ihn, wo wir wären. Statt einer Antwort hörte ich einige übliche Flüche von ihm. Damit gestand er es ein, daß er irre gefahren sei. Ich sprang mit gleichen Füßen zum Wagen hinaus, um mich nach Möglichkeit zu orientiren. Rings schwarze Nacht, keine Spur von Straße, denn das, was er bis jetzt dafür gehalten, war eine gelichtete Stelle, die dicht mit getrockneten Nadeln bedeckt war, und somit eine hellere Färbung hatte, als der Grund umher, der mit finstern Tannen bewachsen war, die ihre schwarzharzigen Zweige in einander verschrankten und uns den Ausgang versperrten. Hinter diesen Waldriesen hatte sich der Nebel wie ein weißes Tuch ausgebreitet u. verschloß jede Fernsicht, selbst wenn die Bäume eine gestatteten hätten. Der Kutscher fluchte immer fort, ich schaute rings umher. Hätten nicht Regenschauer und der Nachtwind mich durchschüttelt, ich wäre mit der Sceenerie zufrieden gewesen, und ich hätte vielleicht geglaubt, den Erlkönig im Nebel dahin reiten zu sehen. Die nasse Wirklichkeit kühlte jedoch meine Einbildung bedeutend ab und ließ solche Spukgeschichten nicht in ihr ankommen. Ploßlich stimmte mir etwas aus dem Nebel zu; zu tief war der Schein am Boden, um ihn für einen Stern zu halten. Ein Licht! rief ich, und der Kutscher hielt es auch dafür. Wir machten uns also auf den Weg zu Fuß dahin durch Dorn und Gebüsch, und zogen Pferde und Wagen nach. Nach vielen Beschwerden, an schroffen Abhängen vorbei, über Steine, sahen wir abermals eine lichte Stelle, und unfern von uns ein langes, schwarzes Haus, an dessen Ende in einer Mauerblende ein Crucifix angebracht war, an welchem eine kleine Lampe brannte. Dies war der Schein, der uns aus dem Nebel hierher geleitet hatte. Ein gutes Omen! sagte ich ziemlich laut vor mich hin, und der Kutscher bekreuzte sich und murmelte leise: Ja wohl, Amen! Wir näherten uns dem Gebäude, das still und finster, keine Spur von Bewohnern zu verrathen schien. Endlich zeigte uns ein Schimmer, der durch eine Ritze fiel, wo wir die Thür zu suchen hatten. Ich öffnete sie und sah in einen wüsten Raum. In einem Winkel war eine Fallthür geöffnet, und daraus ragte mit halbem Leibe ein grauhaariges, scheußliches Weibchen, die ein breites, blankes Messer wegte. Unwillkürlich trat ich zurück. Die Here nahm sich ohnedies in der Rembrandtschen Beleuchtung nicht erfreulich aus, und dazu kam noch ihre verhängliche Handthierung. Sie hatte uns schon

erblickt und rief einige Worte in einem mir unverständlichen Dialekte, die aus den schlottenden Kiefern hervorzischten. Auf das trat ein baumlanger Kerl mit einem bleichen Gesichte, von schwarzen, wilden Haaren umhangen, eine kleine Pfeife rauchend, aus einer Seitenabtheilung des Gebäudes. Was gibts, ihr Herren? fragte er auf gut Deutsch. Mein Kutscher nahm schnell das Wort und forderte einen Stall. „Es ist zwar keine Herberge hier, sagte der Kerl, aber Sie können hier schon übernachten.“ Mein Kutscher hatte bereits die Thür geöffnet, durch die der Nachtwind hereinblies. Die Here hatte die Fallthür zugeworfen, gab dem Kerl das Licht und das Messer, und nachdem sie einen Kiefernspan angezündet hatte, ging sie dem Kutscher beim Ausspannen zur Hand. Ich folgte dem Kerl in die kleine Stube.

Mir war unheimlich zu Muthe bei meinem Wirth, und ich sehnte mich nach der Rückkehr des Kutschers. Eine Bank, ein Tisch, ein alter Schrank und eine pickende Schwarzwälder Uhr, das waren alle Möbeln dieser Stube. Stillschweigend schenkte der Wirth zwei Schnapsgläser voll, und stellte sie nebst einem hölzernen Teller, worauf große Schnitten schwarzes Brod lagen, auf den Tisch. Ich hatte keinen Appetit.

Weibe, Wirth und Gast, schienen nicht mit einander zufrieden, doch hinderte dies nicht, daß sie sich einander scharf beobachteten. Der Kutscher machte endlich dieser stummen, peinlichen Scene ein Ende. Er aß das Brod, trank den Schnaps und schimpfte, daß es nicht einmal rohen Speck dazu gab. Endlich warf er sich auf die Streu, die ihm der Alte auf der Erde zu recht gemacht hatte, und schnarchte. Ich wurde gefragt, ob ich mich nicht auch zur Ruhe legen wollte. Der so gebräuchliche Ausdruck: „zur Ruhe legen,“ machte einen unangenehmen Eindruck auf mich. — Ich war unentschlossen, ob ich nicht lieber die Streu mit dem Kutscher theilen wollte, doch verlangte ich das Bett zu sehen. Hinter dem Ofen war eine zerbrechliche Treppe, die zu einer Fallthür führte. — Das war mir schon nicht recht, ich liebe die Fallthüren nicht. Das Weib stand bereits oben und hatte mit dem Kopfe die Fallthür aufgestoßen, als ich ihr sagte, ich würde neben meinem Kutscher schlafen, um morgen gleich bei der Hand zu sein. Der Kerl und das Weib schienen das gleichgültig hinzunehmen. Ich warf mich hin, meine Waffen legte ich neben mir.

Als bald nahm das Weib das Licht, und schlich sich mit dem Kerl auf den Zehen hinaus, als ob sie uns nicht stören wollten. Wie wir allein waren, fing mein Kutscher, den ich längst eingeschlafen glaubte, leise zu sprechen an, was mich nicht erschreckte. Seine Worte erhöhten meine Besorgnisse, die ohnedies schon stark genug waren, um ein Bedeutesendes. Was war zu machen? Ich stand auf und versuchte es ein Fenster zu öffnen, allein vergebens, diese schienen zugenannt zu sein. „Was wollen wir anfangen?“ sprach der Kutscher. „Hier ist kein Entrinnen. Der Himmel wird uns nicht verlassen. Das Einzige, was mich noch tröstet, ist das Crucifix vor der Thür.“ Die Lampe die davor brannte, erhellte matt den Plag vor dem Hause, den ich übersehen konnte, bis zu den Tannen, die ihm als natürliche Sidzäunung dienten. Alles war ruhig und still im Fortse, kein Laut im Hause vernehmbar. Die Bewohner schienen alle zu schlafen, und doch war es so unheimlich.

Nachdem ich lange Zeit so gelauscht hatte, und immer noch alles ruhig blieb, bemächtigte sich meiner der Schlaf, den die zu große Aufregung bis jetzt nur zurückgehalten hatte, um sich geltend zu machen. Ich legte mich nieder, untersuchte ich die Thür, und fand sie von Außen verschlossen. Ich theilte die dadurch erneuerte Besorgniß meinem Schlafgefährten nicht mit u. nahm mir vor, nicht